

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 7 (1931-1932)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Reissaus... : ein nachträglicher Beitrag zu Rundfrage ein Jahr in der Fremde  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1065251>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## EIN NACHTRÄGLICHER BEITRAG ZUR RUNDFRAGE EIN JAHR IN DER FREMDE

**W**ie so vielen jungen Burschen, die nach Beendigung der Schule einen Beruf ergriffen, stak auch mir das Wort «Kaufmann» im Kopf, und kein Mensch hätte mich von meinem Entschlusse abgebracht, eine kaufmännische Lehre zu bestehen. Der gleichen Idee war auch mein Freund Fred verfallen, und eines Tages waren wir voller Zuversicht in einem Handelshause eingetreten; er in einer Kohlenhandlung, ich in einem Schuhwarengeschäft. Leider wurde gerade ich in meinen Hoffnungen, die ich auf diesen Beruf setzte, schwer enttäuscht, musste ich doch mehr Handlangerdienste verrichten und den Ausläufer spielen. An Stelle einer gründlichen kaufmännischen Ausbildung hatte ich Schachteln zu schnüren, das Auto zu putzen, der Frau Prinzipalin das Dienstmädchen zu ersetzen und im Winter noch den Ofen zu heizen. Bei meinem Freunde gestaltete sich die Lehrzeit nicht besser. Kein Wunder, dass wir auf einen Gedanken fielen, der uns in Mussestunden mehr und mehr beschäftigte und einmal die Stunde kam, wo

er klar und deutlich vor unserm geistigen Auge stand und sich nicht mehr verdrängen liess.

Und eines Tages war es so weit, und wir nahmen Reissaus... Die Vorbereitungen gestalteten sich allerdings schwierig und zeitraubend. Von den Eltern jedwelchen Verdacht fernzuhalten, war fast unmöglich, da wir, als einzige Kinder, gut beaufsichtigt wurden. Der Besitz eines Passes kam mir daher bereits sehr zustatten, den ich anlässlich eines Besuches bei meinen Grosseltern in Deutschland erhalten hatte. Anders lag die Situation bei Fred, der nur unter dem Vorwand einer Schulreise nach Konstanz — die später auch wirklich stattfand — seine Eltern zur Anschaffung des Passes nötigen konnte. Die Geldfrage war erledigt; jeder besass ein Sparheft, dessen Betrag im Laufe der Jahre zu einem ganz netten Sümmechen angewachsen war. Um es gleich vorwegzunehmen: alles stammte nicht von mir, eine gute Hälfte hatten wohl meine Anverwandten beigesteuert, die ihrem Liebling zu Ostern und Weihnachten eine Freude bereiten wollten.

Nach reiflicher Überlegung war der fernere Schauplatz unserer Arbeit auf Buda-

pest, der ungarischen Hauptstadt, gefallen. Ungarn versprach uns eine glänzende Zukunft; die europäische Kultur war hier noch nicht völlig durchgedrungen und auch der Handel hatte nach unserer Meinung nicht seinen Höhepunkt erreicht, da die Industrie noch in ihren Anfängen stand. Dies war unser Leitgedanke. Durch genaue Informationen über Arbeitsverhältnisse, Sprache, Sitten und Gebräuche wurden wir in unserm Entschluss nur noch bestärkt. Dank unsern, meist in der Schule erworbenen Kenntnissen in der Stenographie, im Maschinenschreiben und in den zwei andern Landessprachen glaubten wir bestimmt, in Budapest eine Kommissstelle bekleiden zu können.

Der 10. Juni rückte heran, der Tag, an welchem zwei sechszehnjährige Jungens ihren Eltern ausrissen und einst als gemachte Männer heimkehren wollten. Alles war programmässig verlaufen: Am Vorabend hoben wir unser Geld auf der Bank bis auf den letzten Rappen ab (wir besaßen zusammen zirka sechshundert Franken), kauften uns bei Cook die Fahrscheine und schrieben noch einen Abschiedsbrief. Am Sonntagmorgen waren wir zwei unter dem Vorwand der obgenannten Reise nach Konstanz für immer verschwunden. Auf der Platzpromenade — es war noch früh morgens und neblig — packte ich meinen Koffer neu ein, trug ich doch am Leibe nicht weniger als zwei Paar Hosen, drei Jacken und verschiedene Socken und Strümpfe. Dann warfen wir noch sämtliche Haus-, Wohnungs- und Zimmerschlüssel im hohen Bogen in die Sihl und hofften, Zürich nun für lange Zeit Valet gesagt zu haben. In fünf Minuten sassen wir im Schnellzug, der uns nach dem fernen unbekannten Osten brachte.

Die Grenzstation Buchs passierten wir anstandslos. Abends zehn Uhr — wir mochten bereits in Salzburg sein — legten wir uns auf die harten Holzbänke nieder, da uns die Müdigkeit mächtig ankam. Ans Schlafen war nicht zu denken, denn das schlechte Gewissen hatte sich schon in mein Herz eingeschlichen und quälte mich mit Fragen, die ich alle nicht beantworten konnte. Wie übersteht es Mutter und Vater? Der Chef wird morgen eine Freude haben und in der «Bude» herumschiessen, hei! Jetzt ist's zu spät. Die Unruhe packte mich und ich stand auf, um am Gangfenster frische Luft zu

schöpfen. Schon um zwei Uhr graute der Morgen. Leichter Nebel lagerte sich über den Feldern, alles ruhte noch und scheinbar wohnte auch in mir der Friede. — So gut es der Umstand erlaubte, machte ich nun Toilette und als Fred und ich zwei Stunden später im Wiener Westbahnhof den Zug verliessen, waren wir frisch, munter und voller Zuversicht.

Wien! Ganz verwirrt schauten wir uns auf dem Bahnhofplatz um, als ob wir direkt aus Hinterduttigen hierherversetzt worden wären. Bald aber gingen uns die Augen auf, der Verkehr riss uns mit sich fort; die Menschen eilten zur Arbeitsstätte, sie alle hatten ein Ziel vor sich. Der lachende Junitag machte uns lebendiger und am liebsten hätten auch wir gerne wo nützliche Hand angelegt. Wir benützten die Stunde Aufenthalt, um vom West- zum Ostbahnhof zu spazieren, wo wir unser sämtliches Geld in ungarische Pengös und Filler umwechseln liessen. Wir verfügten noch über eine ganz respektable Summe; selbst wenn wir in Budapest einige Zeit das Pflaster treten sollten, musste uns dieser Betrag über Wasser halten. Der Zug war bereits in Bewegung, als wir zu unserm Schrecken bemerkten, dass uns der Schalterbeamte von der Geldstube um rund zwanzig Franken geprellt hatte. Die Mißstimmung verflog jedoch rasch, denn die eigenartige Landschaft, der wir nun entgegenfuhren, hielt uns in ihrem Bann. So weit wir blicken konnten, nur eine topf Ebene Fläche bildete unsern Horizont. Wir waren voller Lebenslust, fühlten uns selbständig und den Anforderungen, die wir nun zu bestehen hatten, gewachsen.

Den ersten empfindlichen Schlag erhielt jedoch unser Optimismus bereits in Hegyeshalom, der ungarischen Grenzstation. Die österreichische Passkontrolle hatte bei uns alles in Ordnung gefunden und der Zug raste schon wieder in die weite Ebene hinaus, als uns der ungarische Zollbeamte seinen Besuch abstattete. War einmal dieses Hindernis überwunden, so waren wir eigentlich erst frei und in Sicherheit. Demütig sassen wir auf unsern Bänken und schauten mit den Augen eines unschuldigen Kückleins zu ihm auf. Eilfertig rissen wir die Koffer auf, liessen ihn alles durchsuchen und antworteten auf seine Fragen prompt und sicher. Nun verlangte er noch unsere Pässe, die wir ihm hierauf dienstfertig unter die Nase hielten. Doch jetzt liess er einen misstrau-

ischen Blick über uns gleiten; meine Sicherheit wankte und plötzlich hatte ich die Gewissheit, dass man uns erkannt habe und wir nun per Schub in unsere Heimat zurück müssten. Unsere Stimmung sank denn auch ganz auf null, als er uns mit einer unzweideutigen Handbewegung zu verstehen gab, ihm in ein Erstklassabteil des vorderen Wagens zu folgen, in welchem einige Herren sassen. Der Beamte liess uns noch etliche Minuten draussen vor der Gangtüre warten, um sich mit den Herren ins Einvernehmen zu setzen. Diese musterten uns gründlich durch das Fenster und schon glaubte ich ein sarkastisches Lächeln um ihren Mund spielen zu sehen. Endlich wurden wir verhört. Unsere Vermutung, dass wir erkannt worden sind, war zum Glück nicht wahr; wir merkten, dass ihre Fragen nur den Zweck unserer Reise betrafen. Wir quasselten etwas von Touren in den Karpaten, Studienreise, Weltenbummler und logen uns durch, was das Zeug hielt. Dann machten sie uns mit dem Grund unserer plötzlichen Festnahme bekannt: wir besaßen keine ungarische Einreisebewilligung. Da wir uns jedoch schon im Lande befanden, diktierte man uns eine Strafe von 28 Pengö, zahlbar innert 24 Stunden auf dem königlichen Ministerium zu Budapest. Das nannte man Pech! Unsere Pläne waren alle durchkreuzt und an einen längern Aufenthalt in Budapest war nicht zu denken. Ferner mussten wir uns verpflichten, keine Arbeit anzunehmen und es blieb uns so nichts anderes übrig, als in Budapest die Bussen zu bezahlen und nach Wien zurückzufahren, da wir ja unbedingt arbeiten wollten.

Um ein Uhr mittags fuhren wir in die ungarische Hauptstadt ein. Eine drückende Hitze lag über dem unermesslichen Steinmeer, welches sich zu beiden Seiten der Donau ausbreitete. Die Luft war so heiss, dass sie zitterte und flimmerte; die vielen Glasdächer warfen ihre Sonnenreflexe unbarmherzig auf mich zurück, so dass ich die Augen schliessen musste. Wir waren froh, als wir der Enge des Bahnwagens entinnen konnten und festen Boden unter den Füssen verspürten. Zuerst bahnten wir uns einen Weg zum Ausgang, da die Hotelpor-

tiers unbedingt unser Gepäck tragen wollten und wir alle Mühe hatten, sie abzuschütteln. Dann schauten wir uns nach einer geeigneten Gaststätte um, die für unsern Beutel in Frage kam; klopfen Hotel für Hotel ab, sie alle waren aber viel zu hoch im Preis. Hätten wir doch nur ein wenig verwahrlost ausgesehen und schäbige Kleider getragen, wir wären bestimmt billiger weggekommen. So aber taxierte man uns nach dem Aussehen, vermutete in uns Studenten, die vom alten Herrn mit dem nötigen Kleingeld versorgt sind und denen es nicht auf den Pengö ankam. In einem Aussenquartier hatten wir schliesslich doch nach zweistündigem Suchen ein anständiges Hotel zum Übernachten gefunden. Wir waren todmüde und warfen uns mit sämtlichen Kleidern aufs Bett, denn wir hatten seit 48 Stunden kein Auge mehr zugetan. — Des andern Tages machten wir uns rasch auf die Beine, da wir unsere Bussen bis mittags 12 Uhr bezahlt haben mussten. Wir beglichen unsere Hotelrechnung, liessen uns vom Portier den nächsten Weg zum Ministerium erklären und bestiegen das Tram, um nach Buda hinüberzufahren.

Wer Budapest nur oberflächlich besucht, nur seine Boulevards, Prachtsbauten und Denkmäler sieht, glaubt sich in eine moderne mitteleuropäische Stadt versetzt. Sucht man jedoch einmal die Aussenquartiere und Nebenstrassen auf, die nicht vom Verkehr erfasst werden, so tritt die europäische Kultur doch immer mehr zurück, und man spürt auf Schritt und Tritt den Osten. Die Extreme berühren sich: Man trifft hier modern gekleidete Menschen neben solchen, deren Kleidung mehr aus Lumpen besteht und die sich trotzdem darin wohlfühlen. Hygiene ist wohl auch ein fremdes Wort; ganze Wohnungen, ja selbst Restaurants, « Garküchen » liegen vielfach unter der Erde im Kellergeschoss. Vom Tramwagen aus sahen wir uns das Treiben der Weltstadt an. Der Verkehr regelte sich nicht sehr schnell, da doch noch gut ein Drittel der Fahrzeuge aus Fuhrwerken besteht. Leider haben nicht alle Fuhrleute Verständnis für ihre Tiere, die in dieser Hinsicht ihre Tagesarbeit verrichten

mussten. So sah ich einen Kutscher, der statt einer Peitsche einen langstieligen Hammer aus Stahl in den Händen hielt und fortwährend auf den Steiss des Pferdes schlug, um es zum Traben zu bringen. Wassersprengwagen sahen wir keine, man öffnete kurzerhand eine Dole und liess den Wasserstrahl hoch in die Luft schiessen, wobei die Strassen und Plätze direkt überschwemmt und vielfach auch die Bürgersteige in Mitleidenschaft gezogen wurden. Auch nahm kein Mensch daran Anstoss, wenn Kinder hinter der Strassenbahn herliefen, sich auf die Puffer setzten und so gratis mitfahren; niemand sah hier eine Gefahr lauern.

Auf dem Ministerium wurde mit uns kurzer Prozess gemacht. Die hohen Herren drückten uns einen Stempel nach dem andern ins Passbüchlein und gaben uns dabei zu verstehen, dass unser Bleiben in Budapest nicht ewig sei. Um rund dreissig Pengö erleichtert verliessen wir das Haus.

So gern wir hier noch länger verweilt und die Stadt näher besichtigt hätten, durften wir doch unsere Zeit nicht vertrödeln, sondern mussten uns ernsthaft nach einer Arbeit umsehen. So fuhren wir denn noch am gleichen Tage nach Wien zurück, das wir gestern so voller Hoffnung verlassen hatten. Nach fünf Stunden Fahrt waren wir bereits wieder in der österreichischen Metropole angelangt, wo wir uns sofort nach einem billigen Obdach umsahen. «Im goldnen Fassl» logierten wir drei Nächte, erst am vierten Tag fanden wir ein Zimmer, das uns im Preise zusprach. Es war schön hell und geräumig und gestattete auch einen Ausblick in die nähere Umgebung. Die erste Monatsmiete von 50 Schillingen entrichteten wir sofort, worüber sich unsere Vermieterin, eine ältere Dame, sehr wunderte. Nun waren wir aller Sorge um einen «Schlag» los und wir schliefen uns trotz des nur einschläufigen Bettes wieder einmal gründlich aus.

Nun wollten wir unsere Arbeitskräfte verkaufen... Ein Inserat nach dem andern liessen wir in den wichtigsten Zeitungen einrücken. Jeden Tag rannten wir auf die Administrationen, suchten die Schaukästen nach

offenen Stellen ab und nahmen die spärlich eingehenden Angebote unter Chiffre «tüchtig» in Empfang, um uns in den betreffenden Bureaux vorzustellen. Allgemein machten wir einen guten Eindruck, die Anstellung haperte jedoch immer an der Salärfrage. Die noblen Chefs offerierten uns sage und schreibe ganze 100 bis 120 Schillinge monatlich; das waren umgerechnet noch keine hundert Franken. Wer kann sich mit einem solchen Hungerlohn durchs Leben schlagen? Nur solche gaben sich mit diesem Taschengeld zufrieden, die bei ihren Eltern oder Verwandten wohnten und daher auf einen eigentlichen Verdienst nicht angewiesen waren. Selbst Akademiker und Studenten, die sich hier eine praktische kaufmännische Ausbildung aneignen wollten, schätzten sich glücklich, wenn ihnen der Herr Prinzipal die Strassenbahnkarte vergütete. Dass einheimische Kräfte bevorzugt wurden, war klar; diesen Einwand mussten wir gelten lassen. Nach und nach bekamen wir einen Begriff von der Arbeitslosigkeit, die in Wien herrschen musste. Ein Grund war wohl auch in der Gestaltung des Staates an sich zu suchen. Die Hauptstadt besitzt ja ein so kleines Hinterland; zwei Millionen Menschen, also der dritte Teil der Gesamtbevölkerung Oesterreichs, ist in Wien ansässig. Wer findet da noch sein Einkommen? Die Ueberproduktion liegt ja auf der Hand, wenn nicht der Export einigermassen einen Ausgleich schaffen würde.

So ging Tag für Tag dahin. Schliesslich gaben wir es auf, auf einem Bureau eine Anstellung zu finden und wären schon froh gewesen, nur als Ausläufer, Küchenbursche, Portier oder Dienstbote Arbeit zu finden, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Wir scheuten uns nicht mehr, einen Laden nach dem andern abzuklopfen, stiegen treppauf und -ab, sprachen in Stellenvermittlungsbureaux vor und machten überall Anstrengungen, um sich redlich durchzuschlagen. Alles vergebens! Nicht einmal als Zeitungsjunge konnte man uns gebrauchen; dazu musste eine Kautions hinterlegt werden, die wir nicht bieten konnten.

Die ersten drei Wochen im «lustigen»



Wien waren vorüber. Das Geld wurde knapp. Infolge der Inseratrechnungen, Porti, Briefpapier, Einschreibgebühr in Stellenvermittlungsbureaux usw. waren unsere Mittel auf vierzig Schilling zusammengeschrumpft. Jeder musste nun mit der Hälfte dieser Summe auskommen; die Tagesration bestand nun noch aus einer heissen Suppe am Mittag und ein paar Semmeln und einem Glas saurer Milch am Abend. Die Stimmung war miserabel und wir wurden ganz apathisch. Des Morgens begaben wir uns nun nicht mehr auf die Arbeitssuche, sondern verbrachten die heissen Tage mit Baden am Donauufer. Hier lagen wir stundenlang wortlos nebeneinander am Strand und liessen uns die Sonne ins Antlitz scheinen; herumlungern und unser wenig Geld in gefrorenem Eise «anzulegen» wurde unsere Tagesbeschäftigung. Ja es kam vor, dass wir gar nicht mehr aufs Zimmer gingen, sondern in einem alten Kohlenschlepper, der in unserer Nähe verankert lag, übernachteten. Einmal verliessen wir sogar Wien für einige Tage und fuhren auf einer Schleppkahnflotille die Donau hinauf bis nach Linz. Wir streckten uns tagsüber auf den heissen Planken aus und jeder fand Zeit genug, Betrachtungen über sein Schicksal anzustellen. Dies wurde eine der schönsten Erinnerungen unserer Fremde. Tagelang glitten wir auf dem ruhigen Wasser dahin, in welchem sich ein ewigblauer Himmel spiegelte.

Doch die Wirklichkeit blieb rauh. Etwas Warmes hatte ich schon lange nicht mehr zu spüren bekommen und der Magen fing an zu protestieren. Heute war es nun der dritte Tag, an dem ich überhaupt noch nichts gegessen hatte und als ich des Morgens aufwachte, lag ein feiner, weisser Schaum auf meinen Lippen. Auch Fred war in seinen Kräften geschwächt. Diesen Zustand konnten wir nun wirklich nicht länger ertragen und der Selbsterhaltungstrieb meldete sich: Uhren, Ketten, Schirme und Hüte wanderten nun ab und zu in die Pfandleihanstalt. Am Essen liessen wir es nicht mehr fehlen.

Doch hier lag der entscheidende Tag unse-

rer Fremde, die wir uns so ganz anders vorgestellt hatten. Diesem Nichtstun musste ein Ende gesetzt werden und wir kamen nicht mehr um den Gedanken herum, der uns schon seit langem verfolgte und nicht mehr in Ruhe liess: wir mussten nach Hause schreiben und unsere Eltern um Verzeihung bitten... Es wurde mein schwerster Brief, den ich je verfasst hatte. Die nächsten Tage schlich ich mich mit einem schlechten Gewissen umher. Wie ich mich mit Vorwürfen quälte, kann niemand erfassen, aber es geschah mir recht, das weiss ich heute. Endlich am vierten Tage kam Antwort und mit ihr auch Geld für die Rückreise. Was ich jede Minute gehofft hatte und in der nächsten wieder verwarf, konnte ich nun aus den zittrigen Schriftzügen meiner Mutter ersehen: sie liessen Gnade für Recht ergehen...

Schon am nächsten Tage verliessen wir Wien und fuhren wieder der Heimat entgegen. Zwanzig Stunden Bahnfahrt lag bereits hinter uns. Buchs—Sargans—Thalwil..., bei jeder Station, die mich dem Elternhaus näher brachte, schnürte sich meine Kehle fester zusammen. Der beschämendste Augenblick meines Lebens war gekommen. Als ich im Bahnhof meinem Vater gegenüberstand, brachte ich kein Wort hervor, sondern weinte mich an seiner Schulter aus. Als er dabei leise mit der Hand über meine Haare fuhr und mich mit niegekannter Stimme wiederholt leise beim Vornamen nannte, wusste ich, dass er mir vergeben hatte. Die Elternliebe bleibt unversieglich.

\* \* \*

Die Blamage hatte ich mir grösser vorgestellt. Den Weg ins bürgerliche Leben fand ich leicht zurück und heute, nach knapp vier Jahren, empfinde ich diesen Jugendstreich wie einen Traum. Durch Vermittlung meines Hauptlehrers an der Handelsschule trat ich nochmals in einem Handelshause ein, das mich ohne jegliche Vorurteile aufnahm. Hier genoss ich eine wirklich kaufmännische Ausbildung und man war mit meinen Leistungen zufrieden. So musste ich die «erste Fremde» nie bereuen, die so leicht zu einem Fehltritt meines Lebens hätte werden können.